

Radikals nicht den Deutschen in die Hände gefallen sind. Der deutsch-russische Abgeordnete Teufel rief dann: „Das ist eine Niedertracht, und diese Rede ist die größte Schurerei.“ Die Tischen antworteten in der bei ihnen üblichen Weise mit rohen Beschimpfungen und warfen Tintenflasken nach dem Hrn. Teufel. Am Nachmittag nahm der Ministerpräsident Veranlassung, folgende Erklärung abzugeben:

Heute vormittag durch bringende Beratung zu meinem lebhaften Bedauern an der Kammerheit in diesem hohen Hause verhindert, habe ich erst aus den stenographischen Aufzeichnungen erfahren, daß der erste Redner bei seinen Erörterungen in möglicher Weise Auslassungen vertreten hat, welche, wie ich selbst überzeugt bin, nicht die des russischen Volkes sind. (Lebhafter Beifall links, Zurufe bei den Tischen). Der Kampf für nationale Ideale kann nicht durch Verherrlichung von Hochverrat und Feindschaft durch Verschimpfung jener Staaten geführt werden, deren Truppen an der Seite der unsrer stehen. Die Deutsche Reich und sein Oberhaupt, der russische Staat (lebhafter Beifall links, Zurufe bei den Tischen) und die ungarischen Nationen stehen zu hoch, um durch Beleidigungen dieser Art gekränkt zu werden. (Erneute, lebhafter Beifall). Aber als Chef der Regierung bin ich verpflichtet, solche Auslassungen mit Empörung zurückzuweisen. (Lebhafter Beifall links, Gegenrufe bei den Tischen). Ich möchte die Würde Österreichs gegen solche Auslassungen des Chauvinismus, der jeden inneren Halt und jeden Verstandnis für die Möglichkeit verlor, der auf den beiden Seiten Schuld unserer Staatsschicksale und unserer unheilvollen Treue gegen den zukünftigen Verbündeten keinen Schatten zu werfen vermöge. (Lebhafter Beifall, Gegenrufe links, Gegenrufe bei den Tischen, der Ministerpräsident wird begrüßt).

Bulgarien.

Doppelte?

Berlin, 3. Okt. Da der bulgarische Thronerbe schreibt die „Weltzeitung“: „Kann man bisher noch mit der Möglichkeit rechnen, daß Wolowich die Verhandlungen mit der Entente auf eigene Faust eingeleitet hätte, so besteht nunmehr wohl kein Zweifel mehr darüber, daß er seine Schritte unter voller Billigung des Königs unternommen hat. Wenn trotzdem König Ferdinand sowohl Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl eine Versicherung seiner Bündnistreue abgegeben hat, so wird man sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen können, daß der König ein Doppelspiel getrieben hat, wie es unverzeihlich kaum gedacht werden kann.“

Belagerung der Entente-Geländten.

Nach Aufhebung der englisch-französischen Verhinderung vor einigen Wochen wurde u. a. das ehemalige amerikanische Konsulat, jetzt unter englischer Flagge, einer Belagerung unterworfen. Da nach internationalem Recht die Gesandtschaft immun ist, so konnte nicht in das Haus eingedrungen werden. Es wurde jedoch einer regelrechten Belagerung unterworfen. Einmalig war der Zutritt für Personen mit Dokumenten amerikanischer und neutraler Länder unbehindert. Gegenwärtig jedoch wird niemand zugelassen, und von den herauskommenden Personen werden die Ausweise verlangt. Nach Angabe der Kommission befinden sich dort jetzt folgende Teilnehmer an der Verhinderung: Die Engländer Lindner, Gibson, Ellis, der französische General Riviere, der belgische General und Oberst de Castelle. Anfanglich erschienen bei dem Kommissionspräsidenten täglich neutrale Konsula, die kategorisch die Aufhebung der Belagerung und die Befreiung der Engländer verlangten. Unter Hinweis auf das internationale Recht und unter Drohung mit dem Jörn der Verbündeten und neutralen Mächte, jedoch ohne Erfolg. Ihnen wurde bedeutet, daß diese Personen das größte Staatsverbrechen begangen hätten, indem sie das russische Volk durch das Abweichen der Verpflegungsmittel, Transportmittel und Eisenbahnleistungen in unheilvolles Elend stürzen wollten. Einzige positive Unannehmlichkeit und normale Belästigungen während der Haft, wie Lockhart sie geniesst, könnte die Regierung garantieren.

Petersburg, 1. Okt. (WB.) Über den Ausgang dieser ganzen Angelegenheit äußerte Vorstandsmitglieder, daß die Diplomaten sich entweder der russischen Regierung stellen oder deren Reaktionen Schritte zu ihrer Belagerung und zum Ausbruch gegen unsere in Frankreich und England verhafteten Geiseln unternehmen müßten. Weiter erklärte Peterlin, daß das Untersuchungsamt nach neuen wertvollen Daten über das Verhalten dieser Personen gutgeachtet hat. Eine ganze Reihe verhafteter Spione habe der Kommission wichtige Angaben gemacht. Festgestellt wurde z. B., daß der verhaftete Kolmatjanoff, amerikanischer Unteroffizier, auf einen gefälschten Paß lebend, amerikanischer Konsul in Russland war. Letzterer sollte zusammen mit dem englischen Agenten Kallis und dem französischen Offizier Vertmont nach Weirle der verbündeten Seelen alle schändlichen Anschläge wie Bombenanschläge, Sabotage, Verhinderung und bewaffnete Aufstände ausführen. Vorläufig befinden sich in Haft: der englische Konsul Lockhart und seine nächsten Mitarbeiter Kow, George Tomplin und Vanden.

Ministerpräsident Hunkar über die Lage.

Wien, 1. Okt. (WB.) Im Abgeordnetenhaus waren bei der Wiedereröffnung der Sitzung Carl und Gallen nicht erschienen. Einmalig gab es ein ausnahmsweises Bild der Gesinnung des Staates, wobei er auslieferte: Durch den von Bulgarien abgeschlossenen Waffenstillstand ist zweifellos auch für die Monarchie ein ernstes Lager geschaffen worden. Viele Lage ist jedoch keineswegs kritisch. Die entscheidenden militärischen Vorlesungen sind im Verein mit dem Deutschen Reich ausgeführt und unlosend getroffen worden. Sie sind in gutem Gange und ich vermag nach Mitteilung der neuesten Lage zu erklären, daß wir alles getan haben, um der Weiterentwicklung des Dinge auf dem Balkan mit Ruhe entgegenzublicken zu dürfen. (Zusammena links). Auch an die

der Front haben unsere Truppen Schütze an Schütze mit deutschen und bewährten auch dort wieder herrlich das in Treue festgeliebte Bündnis, das auch in Zukunft allen Völkern des Schicksals unerschütterlich handhaben wird. (Zusammena bei den Tischen: Los von Deutschland!) So wie im Kampfe werden wir aber auch am Werke des Friedens Hand in Hand miteinander gehen. (Beifall links, Zwischenrufe bei den Tischen). Hunkar beschäftigte sich dann mit den Aussichten für den Frieden. Die Stunde dafür werde kommen.

Amerikanische Kriegsanstrengungen.

Haag, 30. Sept. Reuters meldet aus London: Die Waffenabteilung der Vereinigten Staaten gibt offiziell bekannt, daß seit der Kriegserklärung Mexikos 150 000 Melchingsgewehre und 2 407 279 Gewehre aller Typen verfertigt wurden.

Die Wiederannahme des Gefangenenauslaßes mit Frankreich.

Berlin, 3. Okt. (WB.) Der Austausch der Kriegsgefangenen und Zivilinternierten zwischen Deutschland und Frankreich wird, wie bereits angekündigt wurde, demnächst wieder beginnen. Vom 15. Oktober ab sollen wieder von jeder Seite mindestens zwei Bände mit Kriegsgefangenen Namenslisten abgeliefert werden. Der nächste Offizierstransport würde Mitte November folgen. Ein Zug mit Zivilinternierten wird voraussichtlich am 7. Oktober eintreffen und u. a. auch Deutsche aus Mexiko mitbringen. Ueber die weitere Fortsetzung des Auslaßes der Zivilinternierten wird noch verhandelt. Es ist zu hoffen, daß eine befriedigende Lösung erzielt werden kann.

Der französische Kammerauschuss gegen Friedenserklärungen.

Genf, 3. Okt. Der Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten der französischen Kammer beschloß heute mit dem Antrag der Linken, die Friedensdeklaration nach Abklärung der gegenwärtigen Kämpfe zu besprechen. Der Ausschuss stellte sich nach den Meldungen „Jeune Presse“, auf den Standpunkt, daß der gegenwärtige Augenblick zur Aufnahme von Friedensverhandlungen nicht geeignet sei.

Allgemeines englisches Ausfuhrverbot.

Haag, 3. Okt. Aus London wird gemeldet: Ein königlicher Erlass verbietet die Ausfuhr aller Waren nach allen europäischen Ländern mit Ausnahme der alliierten Länder.

Urteil eines Engländer über England.

Die Waller Strickland schreibt in dem Buch „The Blood Spot in the East“, Seite 23. Das britische Reich gleicht dem afrikanischen Es liegt sich aus einer Schär von Protesten moderner Völker und von solchen, die in Länder anderer Völker eindringen und sie überfallen, aber nicht etwas, um den Eingeborenen bei der Entwicklung des Lebens zu helfen, sondern um ihnen ihre Metallschätze zu rauben. Ueberall, wo diese Handelsreisenden aufstehen, widersteht sich das Geistes. Und auf Seite 62 des gleichen Buches schreibt dieser Engländer: „Wo ich je das britische Reich an der Arbeit sah und aus der Nähe beobachtete, fand ich zwischen ihm und einer Bande von vorliegenden Bruchstücken, Dieben und Mördern einen Platz nur mitleidig kleinen oder überhaupt keinen wahrnehmbaren Unterschied.“

Die zweite Rate aus Russland angekommen.

Nach einer Meldung der russischen Telegraphen-Agentur traf am 30. September 1918 auf Grund des geschlossenen Vertrages die zweite bringende Zählung der russischen Sowjet-Regierung in Rußland-Ordnung ein. Die Ankunft des Gesandten der deutschen Regierung ist sofort gemeldet worden. Der Goldtransport ist sofort nach Deutsch-Ostpreußen übergeben worden.

In der Zwangsjacke.

Der Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, Geh. Rat Eder u. Braun sagte in einer Versammlung in München u. a.: Die Landwirtschaft beklagt sich über die Schädigung der Produktionskraft durch die fortgesetzten Eingriffe in den landwirtschaftlichen Betrieb. Es sei allerdings richtig, daß der Landwirt heute nicht mehr Herr auf seinem Grund und Boden sei; aber den Landwirt jetzt aus der Zwangsjacke zu nehmen, gehe nicht an. Die Landwirtschaft müßte wissen, daß sie nicht ihre Selbstgeschäfte betreiben, wenn sie den Boden bebauen, säen und ernten, sondern, daß sie Kriegsdienste leisten, so gut wie der Soldat an der Front.

Aus diesen Ausführungen interessiert uns am meisten, daß der Herr Unterstaatssekretär selbst zugibt, daß die Landwirtschaft in einer Zwangsjacke stecken.

Das bayerische Zentrum gegen die Aufhebung des Artikels 9 der Reichsverfassung.

Ingolstadt, 2. Okt. Wie die „Augsburger Postzeitung“ meldet, hat der Zentralausschuß der bayerischen Zentrumspartei nach eingehender Beratung über die innenpolitische Lage im Reich seine Zustimmung in einer Entschließung niedergelegt, in welcher u. a. geäußert wird: Die militärische und politische Lage des Reiches erfordert dringend die Fortsetzung der inneren Geschlossenheit und eine selbstbewusste Führung der Reichspolitik nach innen und außen. Zwar ist zur Lösung dieser Aufgabe ein Zusammenarbeiten aller Parteien des Reichstages notwendig, aber nur möglich, wenn nicht den einzelnen Parteien die Verabsage grundsätzlicher Forderungen ihres Programms und eine Verge-

waltung des eigenen Bewillens zugemutet wird. Für eine unerfüllbare Zustimmung erachtet die bayerische Zentrumspartei die von den Linksparteien geforderte Aufhebung des Artikels 9 der Reichsverfassung. Durch sie wird ein völliger Umsturz der Reichsverfassung herbeigeführt, der Bundesrat als selbständiges Organ der Reichsverwaltung außer Wirksamkeit gesetzt und eine derartige Zentralisierung der Reichsverwaltung herbeigeführt, die den bundesstaatlichen Charakter des Reiches zerstört. Die deutsche Zentrumspartei hat vom ersten Tage ihres Bestehens an als wichtigen Punkt ihres Programms die Erhaltung und den Schutz des bundesstaatlichen Charakters des Reiches betont.

Die bayerische Zentrumspartei erachtet es daher als eine Selbstverständlichkeit, daß die Zentralisierung des deutschen Reichstages, eingebracht ihrer fast hundertjährigen Geschichte, es entschieden und einmütig ablehnt, auf die von den Linken vertretenen mit Bezug auf den Artikel 9 der Reichsverfassung erhobene Forderung einzugehen.

Die Konfessionen für eine Koalitionsregierung.

Berlin, 2. Okt. (WB.) Die deutsch-konservative Fraktion des Reichstages hat in ihrer heutigen Sitzung folgenden Beschluß gefaßt: „Die konservative Fraktion war und ist entschlossen, sich auf den Boden des kaiserlichen Erlasses vom 20. September d. J. zu stellen und sich unter dessen Vorbehaltung an einer Regierung zu beteiligen, die sich zur Aufgabe macht, alle Kräfte des Volkes in geschlossener einheitlicher Front für die ehrenvolle Beendigung des Krieges einzusetzen.“

Schweres Eisenbahn-unglück in Schweden.

Stockholm, 2. Okt. Gestern Abend zwischen 7 und 8 Uhr ereignete sich auf der Strecke Malmö-Stockholm in der Nähe von Norrköping ein furchtbares Eisenbahnunglück. Starke Regenwetter in den letzten Tagen hatte an der Unfallstelle den 8 bis 10 Meter hohen Felsboden unterminiert als ein mit etwa 175 Passagieren besetzter Personenzug, der der Bergstation hatte und deshalb mit 75 bis 80 Kilometer Geschwindigkeit fuhr. Als er die Stelle passierte, stürzte die Lokomotive mit dem Tender, zwei Güterwagen, dem Postwagen, dem Speisewagen und drei Kofferwagen in die Tiefe. Die Wagen wurden völlig zerstört, die Gaschäfte explodierten und setzten die Trümmer in Brand, jedoch alles bis auf das Eisenblech abbrannte. Die Dunkelheit erschwerte die Rettungsarbeiten. Die Zahl der Verunglückten beträgt höchstens 90, wovon vermutlich 40-50 getötet wurden. In der allgemeinen Verwirrung wurde der Speisewagen ausgeplündert.

Der „Militarismus“ der — Anderen.

„Der Humanismus und der Pazifismus sind gefährliche Einschüchterungsmittel.“

G. Reher, La Guerre. „Es gibt Nationen, die als kleine leben können, Frankreich kann das nicht; es kann kein kleines Volk sein.“

Paul Daumer, Aus einer Rede 1904. „Wir müssen uns deshalb ratlos auf den Krieg vorbereiten, denn er ist vom Schicksal bestimmt.“

S. Barthel. „Der Krieg ist für die zivilisierten Völker ein unentbehrliches Prüfungsmittel, das die ursprünglichen Kräfte des Instinkts unter der Fülle einer unnütigen Erziehung durch die Wirksamkeit des Gesellschaftsorganismus hervorbrechen läßt und die Ausdauer und die Lebenskraft der tierischen Natur bewahrt.“

Pierre Paulin, L'Alerte. „Die Gewalt schafft das Recht und sie ist das Recht. Nur der Krieg eines starken Volkes ist gerecht. Der Beweis, daß ein Krieg gerecht ist, das ist der Sieg. Die Schwachen sind da, um die Starke zu ernähren.“

M. Montaigne, Bataille. „Nur eine starke Armee kann dem Gegner durch Einsicht setzen sich mit ihr zu messen.“

G. Chérif, Vers l'Espérance. „Man muß stark sein, um nicht angegriffen zu werden, man muß stark sein, um seine Freundschaften und Bündnisse zu erhalten und neue vorzubereiten.“

Henry Kate, Le Sacrifice. „In keiner Armee hat man seit 30 Jahren so gearbeitet wie in der französischen. Sowohl in der Vorbereitung unserer Kriegszustellung, wie in ihrer besten Handhabung, in allen Zweigen der Kriegskunst ist man hier tüchtig und unaufhörlich vorgegriffen.“

A. Gronard, France et Allemagne. „Kein Land, selbst Deutschland nicht, kann sich rühmen, sein Parlament besogter für die militärischen Bedürfnisse des Landes gewesen zu haben, effizienter, sie zu befriedigen, und vor allem kundiger in der Wahl der Mittel.“

G. Cognet, Le problème des réserves. „Niemand könnte sich den Fall denken, daß eine Nation wie die unsere ohne unterzugehen ins Land wäre, ganz oder nur teilweise auf ihre zahlreiche Vergangenheit und auf ihre überlieferten Fähigkeiten zu verzichten, noch daß sie ohne ihre militärische Macht bleiben könnte, was sie ist.“

Reimond Polnecar, Aus einer Rede 1903.

Zur Vorgeschichte des Krieges.

Ein ehemaliges Mitglied der russischen Duma und der Landesverteidigungskommission machte kürzlich in einem Gespräch einige interessante Angaben über die Vorgeschichte des Krieges, die uns von zuverlässiger Seite übermittelt werden. Der Sprecher schilderte zunächst einen Vorgang bei der Fahrt des dreihundertjährigen Bestehens der Herrschaft der Romanows im Jahre 1913, der geeignet ist, ein klares Bild auf die schon damals bei der Entente herrschende Kriegs- und Eroberungstendenz zu werfen.

zung zu werfen. Bei der Feyer wurde nämlich dem Jaren vom französischen, englischen und russischen Generalstab eine Karte überreicht, auf der Polen, Ost- und Westpreußen als russisches und Elsaß-Lothringen, sowie das ganze linke Rheinufer als französisches Gebiet eingezeichnet waren, während England die deutschen Kolonien zugesprochen waren. Das Wachstum wurde mit dreimaligem Hurruufen begrüßt.

Im Frühjahr 1914 hatte der Erzählende eine Unterhaltung mit Gusskow, bei der folgende Bemerkungen fielen: Gusskow: „Ich höre, Sie wollen wieder nach Deutschland reisen?“ — „Ja, wie alle Jahre.“ — Gusskow: „Tun Sie das nicht. Sie werden durch den Krieg überlebt.“ — „Was soll denn ein Krieg für einen Zweck haben? Es ist doch bekannt, daß nicht immer der, der einen Krieg anstellt, ihn auch gewinnt.“ — Gusskow: „Dieser Krieg ist ein einfaches mathematisches Exempel, das vom englischen, französischen und russischen Generalstab so tabellos ausgearbeitet ist, daß der Erfolg klar ist.“ — „Deutschland will doch über den Krieg nicht.“ — Gusskow: „Nein, Kaiser Wilhelm ist viel zu klug, um ihn anzufangen, und der Zar ist viel zu dumm dazu. Aber wir haben eine Formel gefunden, die Sie beide dazu bringt.“

Diese beiden kurzen Bemerkungen sind weitere Beweise zu der schon vorhandenen Fülle von Argumenten dafür, daß der Krieg auf der Seite unserer Feinde gewollt und totalen vorbereitet war. Es ist nicht zu bezweifeln, woher die Werführer der Ereignisse trotz dieses immer wachsenden Beweismaterials die Kühnheit nehmen, mit der sie immer wieder versuchen, uns die Schuld am Kriege zuzuschreiben.

Über den „Amüßertrieb“ im Kriege

Schreibt die „Deutsche Tageszeitung“ treffend:

Bei der Verteidigung des Rechtes auf möglichst vergnügte Lebensführung, die uns den Abend, aber nicht nur etwa den Abend allein, zu verschönen trachtet, wird oft auf unsere Selbstgroßen Bezug genommen. Man müsse für ihre angemessene Unterhaltung sorgen, wenn sie aus Urlaub kommen, sie erziehen und ermuntern, ihnen das Leben von der harmlos-schönen Seite zeigen. Dazu lauge vor allem der bunte, spielerische, keine Anstrenge an Kopf und Seele stellende Genuß. Mit schweren Gedanken werde den Leuten das Herz draußen bereits hindurchschlagen gemacht; sobald sie einmal auf kurze Zeit der Hysterie, der Gefahr, dem immer noch ihnen greifenden Arm des Todes entronnen seien, begehrten sie nach andern, leichteren Bildern und Vorstellungen. Vergessen wollten sie, und dazu eigne sich nicht Schillerische und Schillerische Kunst, auch Beethoven nicht. Nun hat diese Vergesslichkeit kaum unbedingte Geltung. Wir wissen, daß sich unsere Wunden an der Front in nicht wenigen Fällen die letzten oder gar zolgigen Gaben mancher Wandertheater, die ihnen allermoderne Kunst vermitteln wollten, verbeten haben. Auf ehrenhafte und gebiegene Männer, die vom Schlachtfeld kommen, muß das wilde Jahrmarktstreiben dahinter, der heftige Drang nach „Amüsement“, niederdrückend einwirken. So tobt man hier gedankenlos in Saal und Brau, während in Flandern und Nordfrankreich teures Blut in breiten Strömen fließt! Den Feldgrauen, denen es danach gelüftet, soll die Ausbannung ins laute Trübel gegönnt sein. Empfinden sie das Bedürfnis nach dem bekannten starken Getränk, wohl! Aber gient es uns anderen, uns Taubengiebenden nicht, ein wenig gründlicher im Genuß zu sein und uns einander als jetzt der gewaltigen Tatsache zu erinnern, daß unaufhörlich der von zwanzig oder fünfzigtausend feindlichen Mächten gesandte Hammer vernichtend auf Deutschlands Tor knetert?

Nicht die Feldgrauen und nicht die Millionen unserer Kernbürger, deren wirtschaftliche Lage der Krieg hoffnungslos unterhölet, legen entscheidenden Wert auf den Amüßertrieb im Kriege. Sie können wahrlich recht gut ohne ihn aus, empfinden es gewiß als mühsamer, wenn Deutschland angesichts so vieler trübsamer Gräber zu Hause ein bißchen weniger lustig wäre. Aber freilich, unsere Kriegsgewinnler aller Stadien wollen sich nicht lumpen lassen und sind keine Freunde von Trübsal. Ihnen verdammt man's, daß der Vergnügungssüchtige noch heute seinen Mann und zahllose Angestellte ernährt, und dies fällt immerhin ins Gewicht.

Welche Elemente nach unangemessen großer, rücksichtsloser Lustigkeit drängen und ihren geistlichen Reigungen ungehemmt die Flügel schenken lassen, unbekannt vor allem durch den Anblick der Leidtragenden und Bekümmerten im Lande, das hat die notwendig gewordene Schließung der Familienbäder an der Ostsee gezeigt. Man braucht gewiß kein strenger Sittenprediger zu sein, kann die noch heute unkritische Einrichtung, die von Familien meist nicht benutzt zu werden pflegt, durchaus billigen und wird doch dennoch auf das schändliche Verbild geachtet haben, das sich sommerlang an unserer sonst so gut bürgerlichen Ostsee entrollt hat. Zu den Kriegsverwundeten, auf die wir stolz sein dürfen, wird wieder das Familienbad von 1918 noch die Tatsache seiner Sperrung „wegen eingetretener Zustände“ und „Sittenlosigkeit“ gehören. Welche Empfindungen die Kunde von dem erforderlich gewordenen Einbreiten gegen die Herren Reklamationen und ihren weiblichen Anhang im kämpfenden Heer erwecken wird, davon ist besser nicht zu reden. Ein Schicksalsschlag, der sich auch in Tagen, wo es um kein Leben geht, nicht nach den Wünschen der Mitschmerzhaften und Hinterbliebenen regieren; dafür machen sich die Grundbesitzer der Bäder, die dauernd gefüllten Ernst einfach nicht entgegen, zu hart bemerkt. Aber die Würde dieser großen Zeit erheischt, daß unsere Unwürdigen, das Volk, dem durchaus jeder Tag ein Fest werden muß, wenigstens einigermaßen beißen im Dunkel bleiben und nicht etwa die Nation und ihr Empfinden zu verfeinern trachten. Die Würde dieser großen Zeit ist in unsere Hand

gegeben; auch gegenüber dem überlasteten Amüßertrieb im Kriege müssen wir sie bewahren.

Der Doktor der Landwirtschaft.

Durch einen jetzt amtlich veröffentlichten königlichen Erlass vom August d. J. ist der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin in Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung, die sie im Laufe der Jahre erlangt hat, das Recht eingeräumt worden, unter den in der Promotionsordnung festgesetzten Bedingungen auf Grund einer Prüfung die Würde eines Doktors der Landwirtschaft zu erteilen und die gleiche Würde auch ehrenhalber als seltene Auszeichnung an Personen zu verleihen, die sich um die Förderung der Landwirtschaft hervorragende Verdienste erworben haben.

Wenn wird die bühnenartige Spielerei mit den hohen Titulaturen, die einem lauben Ei gleichen, aufhören? Wir meinen doch wirklich, unsere Zeit ist dazu zu ernst. Anstatt den alten Karat einmal gründlich auszumischen, erschießt man, ausgerechnet im Krieg, neue Titulationen, ein „Stubler“, „Dr. d. Landwirtschaft“ usw. Wenn die neue Zeit der Demokratisierung sich ein Verdienst erwerben will, so soll sie dem Ordens- und Titelswesen ein gründliches Ende bereiten.



Aus der Heimat.

Friedberg, 4. Okt. Wir haben in unserem Schaufenster auf der Hanauerstraße ein Bild Brot ausgestellt, das davon Kunde geben soll, was für Brot zu essen unserm Volke zugemutet wird. Dieses Brot gibt ein Beweis dafür, daß man mit Phrasen nicht satt wird. Im Jahre 1914, als das Kriegsgeld aufkam, mag die Bevölkerung von Kartoffeln ganz angebracht gewesen sein, damals hatten wir Kartoffeln die Größe, aber mit Getreide konnten wir die Bevölkerung nicht durchhalten. Jetzt aber hat die ganze Sache gar keinen Wert und die Phrasen von dem geliebten deutschen Kriegsbrot und dem deutschen Kartoffelbrot sind längst allen Wert verloren. Wir wissen noch gar nicht, ob wir im nächsten Jahre mit den Kartoffeln mehr Schwierigkeiten bekommen als mit der Frucht. In den Städten sammeln sie nach einer Erhöhung der zugekauften Kartoffelmengen, da wäre doch das einfachste und zweckmäßigste, wenn man das Brot rein kosten würde und die zur Streckung des Brotes erforderliche Kartoffelmengen den Leuten zu geben würde. Das wäre vernünftig und so hat es auch die Stadt Mainz befohlen. Aber die Vernunft ist bei unseren maßgebenden „Ernährungs“-Ämtern zum Teufel gegangen und so wird wahrscheinlich dieser Beschluß auf höheren Befehl wieder rückgängig gemacht werden müssen. In Frankfurt ist der Versuch von frischen Kartoffeln unternommen, es müssen getrocknete Kartoffeln gesammelt werden. Kartoffeldepotparaten erhalten aber nur Zehnteile, während wir in Friedberg Heberhölzer erhalten sind. Weil wir also in der Weizener viel und gutes Getreide haben, so müssen wir einen fruchtigen, leichten Kartoffelpomp, ob wir wollen oder nicht, essen, also muß es die höhere Zwangswirtschaftsbehörde! Alle Welt hat bei uns aufgemerkt, als die neue Ernte kam und das vorher kaum genießbare Brot verschwand war. Ein paar Wochen hatten wir ganz gutes Brot, da kam der Mangel von der Weizener, daß am 1. Oktober Kartoffeln dem Brot beigemengt werden mußten und was der Erfolg ist, das zeigt das Bäckerei, das wir im Schaufenster ausgestellt haben. Von einem Backmann wurde uns berichtet, daß es gar nicht, oder nur mit großen Schwierigkeiten, einmischbar sei, so daß 10 oder 20 Prozent Kartoffeln dem Brot zugelegt werden, aber im Geschmack merken wir es zu unserem Nachteil. Deshalb wird durch den Berliner Mangel die Nahrungsmittelversorgung geradezu unter gefährlichen Schutz gestellt. Das deutsche Volk besitzt wirklich eine Lammesgeduld, sonst würde es sich derartiges nicht bieten lassen. Wir sind bald nur noch auf Kartoffeln angewiesen; letztere können zum Glück nicht verfaulen werden, aber das Brot macht man nahezu ungenießbar. Wie wir erfahren, wird Herr Landtagsabgeordneter Damm in dieser Hinsicht Schritte in Darmstadt tun, wir wollen hoffen, daß sie von Erfolg begleitet sind.

Friedberg. (Schweinediebstahl.) In der Nacht vom Montag zum Dienstag wurde in das Anwesen des Seifenfabrikanten Enslor eingebrochen und von den Verbrechern ein Schwein im Werte von vierhundert Mark abgehakt und mitgenommen. Die Schädigung fand im Stalle selbst statt, worin sich auch noch die Dämme usw. befanden. Die Art wie die Schweine abgehakt sind, läßt vermuten, daß die Ganner mit derartigen Arbeiten wenig vertraut sind. Sie mußten um zu ihrem Ziele zu gelangen, mehrere Schließ-er aufbrechen und es ist merkwürdig, daß der im Wohnbaue befindliche Hund nicht anhielt. Die jetzt so dunklen Nächte sind im Verbrechertum besonders günstig.

Aus Kleinfachsen schreibt man uns: Wie kommt es, daß man hier und in anderen Gemeinden der Wetterau noch kein Geld für den abgelebten Speck erhalten hat? Heute wird

der Speck mit 12 Mark und mehr für das Pfund bezahlt, was bekommen nur einen kleinen Bruchteil dieses Betrages und sollen dabei auch noch so lange warten. Manche Bauern und Arbeiter haben schon im November vorigen Jahres geschlachtet und ihren Speck abgeleitet und warten immer noch vergebens auf ihr Geld. Man fänd's nützlich, wenn wir es wohl so machen müßten: Erst das Geld und dann die Ware! Wenn wir zuvor kein Geld kriegen, liefern wir auch keinen Speck ab.

Oberdorsheim, 3. Okt. Vor einiger Zeit wurde hier ein trächtiges Mutterfwein gestohlen und im nahen Walde abgeschlachtet. Man fand dort den Kopf und die Eingeweide, wobei es sich herausstellte, daß das Schwein acht Ferkel bei sich getragen hatte. Jedenfalls wurden die Diebe gefast, oder konnten sie die Menge Ferkel nicht fortchaffen, denn ein paar Tage später fand ein kriegsgefangener Franzose im Gras verstreut ein paar Schinken, die von dem Schwein herrührten.

Frankfurt a. M., 2. Okt. Das Schöffengericht verurteilte den Schriftsteller Karl Wilmann wegen Beilegung des Einberufungsausschusses zum Vaterländischen Hilfsdienst durch die Worte: „Ihre Handlungsgewisse mit gegenüber ist verwerflich.“ sowie durch den in einem Artikel enthaltenen Vorwurf der Parteilichkeit zu sechs Wochen Gefängnis.

Frankfurt a. M., 2. Okt. In der letzten Sitzung der Stadtverordneten wurde die Lebensmittelversorgung einer heißen Kritik unterzogen. Der aus Berlin berufene Direktor des Lebensmittelamtes Dr. Schmidt habe keine Beförderung gebracht, so meinte der Sozialdemokrat Hopf. Die Nationen sind klein, die Verteilung ist nicht besser geworden. Die Verhältnisse sind eben härter als die Personen. Auch die vier Ämter, die, ohne daß das Lebensmittelamt gefragt worden ist, dort angeheft sind, haben die Verwaltung nicht vereinfacht. In der Personalausstellung muß auffallen, daß immer noch zu viel kriegsbedienstete Leute beschäftigt werden. Bei der Nahrungsmittelabteilung hat man 200 000 Mark zugemacht, die Wohlfahrtszentrale dagegen selbst man nicht an. Bei der Lebensmittelversorgung sind zu viel Zwischenstationen; man kann bald von einem staatlich konzipierten Kettenhandel sprechen. Die Stadt ist verpflichtet, dies zu mildern; sie darf nicht noch neue Stellen schaffen. Sehr hoch sind die Aufschläge der Rhein-Mainischen Lebensmittelwerke. Dabei werden dort große Kapitalien angehäuft. Der schändliche Beirat ist seit 1916 nicht mehr gehört worden. In einem Vertrag wegen Verrentung von Lebensmittelorten hat eine Angekante behauptet, hochgehaltene Personen seien in die Sache mit verwickelt. Das Lebensmittelamt hat nicht darauf reagiert. Es ist keine Pflicht, derartige Sachen im Kleinen zu erledigen. Der demokratische Stadtratsabgeordnete Goll meinte: Das heutige System der Ernährung hat sich als unzulänglich erwiesen; es hat Kontext gemacht. Im Auftrag seiner Fraktion beantragt der Redner, der Magistrat solle bei den Reichsbehörden dahin vorkämpfen werden, daß eine weitere Ausdehnung der städtischen Wachen erst dann stattfinden, wenn eine ausreichende Versorgung durch gleichwertige Lebensmittel sichergestellt ist. Im übrigen glaubten die Herren alle in der Zeit so eine Erfassung der Lebensmittel alles hell zu werden.

Friedberg, 1. Okt. Beim Wäldern wurden zwei Einwohner des Stadtteils Billingen abgefaßt. In ihrer Wohnung fand man zwei Gewehre und einen Hirsch, den sie im Kie-der-Eichenhauser Walde erlegt hatten.

Schwanheim a. M., 1. Okt. Der viele Morgen umfassende Spielplatz des Frankfurter Golfclubs liegt seit Kriegsausbruch unbenutzt da; dadurch sind der blühenden Bevölkerung, die mehr als noch heute einen freien, weiten Flächen des besten Tobens für die Revitalisierung entgegen. Jetzt hat sich aber eine Vereinigung zusammengeschlossen, die die Freigabe des Golfplatzes für landwirtschaftliche Zwecke gegebenenfalls durch höhere Anordnung zu erreichen sucht.

Schlitz a. M., 2. Okt. Bei der Befestigung von Sprengstoffschüffeln fand auf dem Gelände der Harzwerte, unheimlich durch unvorsichtige Handhabung, eine Explosion statt, wobei leider vier Arbeiter den Tod fanden. Weitere Personen wurden nicht verletzt, auch liegt kein Sachschaden vor, da sich das Unglück im Freien ereignete.

Vom Main, 1. Okt. Bei Nimrod kam es in einem Hofwege zwischen zwei Fuhrleuten wegen des Ausweichens zum Streit, in dessen Verlauf der 19jährige Bauernsohn Gellhofer seinen Gegner, den 48jährigen Bauern Sternik mit einer Hufe erschlug. Der Täter war erst vor kurzem wegen eines im Felde erlittenen Nervenzusammenbruchs vom Militär entlassen worden.

Aus Starkenburg.

Offenbach a. M., 30. Sept. In der Nacht von Samstag auf Sonntag wurde in ein Kaufhaus in der Frankfurterstraße eingebrochen. Den Dieben fielen für mehrere Tausend Mark Kleidungsstücke und Stoffe in die Hände.

Aus Kurbessen.

er. Kleinfachsen, 3. Okt. Bei dem Versuch, auf dem Bahnhofe Wackerbach das Bahngelände zu überqueren, wurde der Schaffner Rappaport von einem Großhändler von einem Schnellzuge erfasst und darauf schwer verletzt, daß er nach seiner Überführung in das Hanauer katholische Schwerekrankenhaus verstarb.

Verantwortlich für den politischen und lokalen Teil: Otto Dietrich, Friedberg; für den Angelegenheit: A. Ganner, Friedberg. Druck und Verlag der „Neuen Tageszeitung“, A. G. Friedberg i. S.

Arbeitsmarktanzeiger des Kreisarbeitsnachweises u. d. Hilfsdienststellen Friedberg.

Offene Stellen:

7 Arbeiter, 1 Schäferfamilie, 1 Holzmüller, 2 Tagelöhner, 1 Metzger, 12 Dienstmädchen, 1 Kuchnerin, 1 Schneiderin in Militär, für verschiedenes Gebiet: Männer, Frauen und Mädchen aller Berufe.

Stellenfuchende:

Mehrere Metzgerfamilien und ledige Metzger, Steinmetzen und Maschinenführer.

Herzenskämpfe.

Roman von Helene Schütz, geb. von Gerodorf.
(Copyright 1915 by C. Neumann, Stuttgart.)

8) Nachdruck verboten

Trotz des vielen Zusammenlebens, das die Reisen mit sich brachten, wurde das Verhältnis zwischen Vater und Tochter kein intimeres. In seiner Natur schien überhaupt kein Liebesbedürfnis vorhanden zu sein. Alle schmerzlichen Verläufe seines Kindes, an seine verlassene Herzenswelt zu denken und Einfluß zu finden, waren vergeblich. Er blieb immer fester und unnahbar und verlangte nichts weiter, als blinde Unterwürfigkeit unter seinen tyrannischen Willen in allen großen und kleinen Dingen. Eine eigene Ansicht durfte sich überhaupt niemand neben ihm erlauben, am wenigsten seine Tochter. So spiegelte sich alle Lebensfülle in ihrem Herzen auf, bereit in reicher Fülle denjenigen zu überschütten, der einmals davon Besitz ergreifen würde.

In Rom war es zum erstenmal, daß Geheimrat Antelm und seine Tochter im Hause des französischen Volls — es, mit dem Marquis von Remond bekannt wurden. Es fand ein großartiger Ball statt, der sowohl von den dort lebenden vornehmen Deutschen, Engländern, Russen, Spaniern usw., wie von der holländischen Aristokratie zahlreich besucht war. Hildegard erblühte, ihre Schönheit feierte dabei glänzende Triumphe, die ganze Männerwelt lag ihr huldigend zu Füßen, wozu der goldene Nimbus, mit welchem ihr bald bekannt gewordener großer Reichtum sie umstrahlte, wohl auch das seinige beitrug.

Einer ihrer eifrigsten Verehrer war sofort Marquis Remond. Ihr war er mehr angenehmer, denn unangenehmer, als das Meer ihrer übrigen Bewerber. Das Einfließen, was ihn daraus hervorhob und ihr näherbrachte, war sein wahrhaft meisterliches Gesellschafter. Diese Chance wußte er sich auch mit großer Geschicklichkeit zu Nute zu machen, so daß er dadurch den Vorzug genoss, viel mehr und vertraulicher mit der bewundernswürdigen Schönheit zu verkehren, als es irgend einem anderen vergönnt war. Das Merkwürdigste aber war, daß es ihm sogar gelang, vor den strengen Augen des Geheimrats Gnade zu finden. War es seine stets lächelnde, hübsche Miene, war es seine überaus feine Bescheidenheit, jeder Laune, jedem Wink des alten Herrn womöglichst nachzukommen, ihn mit einer beständigen zarten Aufmerksamkeit zu umgeben, ihm den Glauben einzulassen, als sei für ihn, den Marquis, überhaupt nur eine Person, der Geheimrat, von Bedeutung? Nicht einmal Hildegard schien er in Gegenwart ihres Vaters zu beachten. Und das war vielleicht der feinste Schachzug in seinem klugen erdachten Belagerungsplan, der seiner diplomatischen Berabung übrigens alle Ehre machte. Kurz, er war der offenbare Günstling des alten Herrn und täglicher Gast in der Antelm'schen Wohnung, einem alten prächtigen römischen Palast, den seine rearmierten hochadeligen Eigentümers mit Freuden an reiche Fremde zu vermieten pflegten. Hier wirtschafte er täglich mit Hildegard zusammen und gab sich goldenen Zukunftsträumen an der Seite der reichen Erbin hin, denn sein eigenes Vermögen war keineswegs so bedeutend, wie er es seiner, des glänzenden Marquis von Remond, würdigen fand. Hildegard hatte aus zwei Gründen nichts gegen diesen regen Verkehr einzurufen. Erstens war sie froh, daß ihn ihr Vater offenbar gern an sich sah und seine meist düstere Laune dadurch einige Auflockerung erhielt, zweitens genährte ihr das gemeinschaftliche Aufsitzen einen wirklich reinen, hohen Genuß. An etwas Weiteres dachte sie nicht. Ihr Benehmen war auch stets so ruhig und höflich, daß der Marquis den Zeitpunkt zu einer Erklärung noch nicht für gekommen hielt, sondern mit flüchtiger Zurückhaltung die Belagerung der zu erobernden Festung fortsetzte.

Es war ihm natürlich leicht, die Pläne des Geheimrats Antelm zu erfahren, und als sie ihren Aufenthalt nach Paris

verlegten, ihnen auch dorthin zu folgen. Dieselben Vorgänge und Geschehnisse wie in Rom wiederholten sich auch hier. Hildegard machte großes Aufsehen in der feinen Pariser Welt, ging in Gesellschaft und empfing solche in ihrer prächtig eingerichteten Villa am Faubourg St. Germain, erhielt täglich Privatbesuche, darunter viele von Baronen, Grafen und Prinzen aller Nationen und warf dieselben lachend in den Papierkorb. Auch hier blieb der Marquis der bevorzugte Intimus des reichen Hauses und wurde darum von vielen beneidet. Er mußte sich täglich mit Hildegard, aber trotz seiner verzehrenden Ungeduld wagte er auch jetzt noch nicht, von seinen Gefühlen zu sprechen. Denn er empfand tatsächlich eine starke Verliebtheit in die entzückende Deutsche, es war nicht allein das Verlangen nach ihren Mildeuten, das ihn so lange an ihre Seite fesselte. Zwar liebte er nur ihr reines Äußere; den Wert ihres wahrhaft guten Charakters, ihrer reichen Fertigkeit und Geistesgaben vermochte er kaum zu erkennen, viel weniger aber zu schätzen. Da sein eigenes Bemühen nur dahin ging, Lebenswüchsig zu scheitern, ohne es wirklich zu sein, so setzte er bei andern das Gleiche voraus.

Daß Hildegard eine Deutsche und dazu Protestantin war, störte ihn einigermassen, besonders anfangs, doch bald beherrschten ihn Geldgier und Leidenschaft für das schöne Mädchen so sehr, daß er dem gar keine Bedeutung mehr beilegte. Erst wollte er Belobes in Händen haben, Geld und Weib, — das Uebrige würde sich finden. Da er sie immer freundlich und mild zu allen Menschen sah, da sie im Verkehr mit ihrem kühlen, heiligen Vater sanft und nachgiebig blieb, so wußte sie Wachs in seiner Hand sein und sie sei überhaupt ganz ohne eigenen Willen oder Energie. Wie falsch er sie beurteilte, sollte er später erfahren.

Es war in Rom zum erstenmal, daß Hildegard sonst stets gleichmütiges Betragen zu dem Marquis sich änderte. Sie suchte bei ihm gewissermaßen Schutz gegen ihr erwachendes Gefühl für Reinhold, ohne sich anfangs darüber klar zu werden. Auch tat sie niemals schwankende Ergebenheit und jetzt schon jahrelang treue Hingabe, die sie, da er niemals von Liebe sprach, sich ganz unbedingte Hingabe halten mußte, ihrem durch Reinholds schmerzhaften Gleichgültigkeit tief verletzten Mädchenstolz wohl. Niemals war der Marquis seinem langverbreiteten und erlebten Siege näher gekommen, als in dieser Zeit. Hätte er jetzt den Angriff wagt, so hätte Hildegard vielleicht in der Verwirrung ihrer Gefühle seine Werbung nicht von sich gewiesen. Er aber ahnte nichts von ihren Seelenkämpfen oder von einem Nebenbuhler, denn Hildegard beherzte sich vollkommen. Ebenso Reinhold. Da der Marquis die schmerzliche vollständige Gleichgültigkeit zwischen den beiden jungen Leuten nun schon seit Wochen beobachtet, hatte er sich von Reinholds Gefährlichkeit überzeugt und seine anfängliche neidische Antipathie gegen den jungen Offizier hatte sich verloren oder wenigstens beruhigt. Deshalb sah er die Veranlassung in Hildegards Welen, ihre Unruhe, ihre wechselnde Stimmung, die einmal überaus lustig, dann sehr ernst, einmal überaus herzlich, dann wieder eiskalt war, als den Beginn der Erwerbung seiner Gefühle an. Heimlich triumphtierte er, denn er glaubte, den Preis seiner langen Bemühungen nun bald in der Hand zu haben, er wollte die Frucht nur noch etwas reifen lassen, ehe er sie pflückte.

6. Kapitel.

So standen die Dinge, als der große Tag des Gartenfestes ihrer Majestät der Königin gekommen war. Viele junge und ältere Herzen in Rom bemerken teils mit Bitterkeit, teils mit freudiger Erwartung entgegen, denn diese Hoffeste gewährten Spielraum für die verschiedensten Reaktionen und Wünsche, für Flirt und Liebespiel sowohl für den Ehrgeiz, der möglichst viel von den Straußen der allerhöchsten Gnadenzone erhalten möchte.

Auch im Hause des Obersten von Tronheim, des Kommandeurs der Königin-Garde-Regiments, herrschte diese Erregung, bekannt unter dem Namen „Balliebet“. Während die ältere

Tochter Frieda schon in der Gesellschaft eingeführt war, sollte die 17jährige, eben aus der Pension zurückgekehrte Käthe heute ihren ersten Flug in die hohen Sphären unternehmen und bei dieser Gelegenheit auch gleich ihrer Majestät vorgestellt werden. Das war natürlich nicht nur für die junge Dame selbst, sondern für die ganze Familie ein großes Ereignis. Die hervorragende Stellung des Vaters ließ zwar eine solche ganz ausgeschlossen erscheinen, aber trotzdem ließ die gesellschaftliche Stala nach viele Mäntel zu, die in den Augen der Willkür den Erfolg oder Mißerfolg bedeuteten.

Diese Bedenken blieben allerdings den besorgten Eltern überlassen. Den beiden Schwestern, die sich innig liebten, standen ganz andere Dinge im Kopf.

„Du, Frieda,“ sagte eben die zierliche allerliebste Käthe, indem sie, sehr lebhaft und grinsend vor dem großen Stehpiegel in ihrem gemeinschaftlichen Mädchenboudoir einherlief, unverdrossen den Dreißigstmaligen Abte, den sie, trotz aller Tausenden, noch immer nicht zu ihrer eigenen Zufriedenheit beherzichte, „du, Frieda, meinst du wohl, daß Leutnant von Gernsdorf mich auch einmal aufsuchen wird?“

Eine dunkle Rote schloß in das zarte, fleischliche Gesicht Friedas, das von einer fülle prachtvollen goldblonden Haare gekrönt und von sanften braunen, fast überausigen Augen durchleuchtet war. Sie war eine ausfallend schöne Erscheinung, hoch und schlank, der Kontrast des hellen Haares und Teints mit den dunklen Augen gaben ihr etwas ganz Besonderes.

„Warum nicht?“ erwiderte sie leichtsinnig.

„Nun, erstens ist er immer so in Anspruch genommen von den allerhöchsten und höchsten Herrschaften, daß soviel zu tun mit Arrangieren, Vortragen, Vorstellen, daß er für anderes kaum Zeit hat. Und dann bin ich doch ein so unbedeutendes Geschöpf, so klein und unscheinbar, daß er mich sicher gar nicht beachtet.“

„Und wäre doch ein so großes Unglück?“ fragte die ältere Schwester lächelnd.

„Ach, ja, das wäre schrecklich, trübsal!“ seufzte die Kleine bestürzt, sich auf einen weichen Stuhl werfend und ganz mechanisch mit ihren Fingern im Takt weiter wippend, „ach, dann wäre ich den ganze Kummer nichts! Was liegt mir an all dem Kram? ob ich Majestät vorgestellt werde oder nicht, ist mir ganz schnuppe, wie ich in der Pension so sagen pflegte. Nur wegen des schönen Reinhold freue ich mich auf den Ball, nur seinetwegen möchte ich auch schon sein, nur ihm möchte ich gefallen.“

„Aber, Kind, sei doch nicht so selbstschmerzhaft!“ warnte die Schwester, die sich mit ihren drei Jahren längeren Lebens und größerer Erfahrung fast wie ihre zweite Mutter vorkam. „Du darfst dich in diese Schwärmerie nicht so hineinverloren. Sonst künftest du noch ernstlich dein Herz an ihm verlieren und unglücklich werden.“

„Warum muß ich denn dadurch unglücklich werden?“ fragte Käthe, trotz ihrer hübschen roten Lippen aufwerfend und mit den schwarzen Augen blickend. „Nun es denn so ganz auszuscheiden, daß er mir auch ein wenig Reue zeigen könnte.“

„O ja, Kleines!“ Das darfst du ruhig als auszuscheiden betrachten“, beteuerte Frieda in völlig überzeugtem Tone. „Weißt du denn nicht, Kind, daß alle Mädchen, — und auch die Frauen dazu, — für ihn schwärmen? Er kann doch unmöglich alle wiedersehen. Da müßte er ein Herz wie einen Eisenbahnzug mit ungezählten Eichen haben. Er denkt, Kleines, auch gar nicht daran. Er ist freundlich und herzlich zu allen, aber niemals zeichnet er eine so weit aus, daß sie ein Recht hätte, auf mehr zu hoffen.“

„Es ist aber doch nicht möglich, ihn nicht zu lieben!“ rief Käthe entsetzt, — „er ist so himmlisch, so wunderbar, so einzig! Man kann neben ihm gar keinen anderen angucken. Sie scheinen alle so faul, so dumm!“

Frieda lachte.

Dankfagung.

Für die rührenden Beweise herzlicher Anteilnahme beim Heimgange unserer innigstgeliebten, unversehrten Tochter, Schwester, Braut, Kusine und Nichte

Fräulein Lina Ewald

sagen wir allen, insbesondere Herrn Pfarrer Bräunlin für die trostreichen Worte am Grabe, sowie für die überaus reichen Transspenden, auf diesem Wege unseren tiefgefühltesten Dank

Altenheim, den 4. Oktober 1918.

In tiefer Trauer:

Bürgermeister Ewald und Frau

Adolf Ewald, Leutnant der Reserve, z. Zt. im Felde

Carl Walter, Leutn. d. Res. u. Komp.-Führer, z. Zt. im Felde.

Lederschuhe mit Holzsohlen

B. Lerner, Friedberg i. Hess., Alte Bahnstraße 13.

Bessere fertige Wäster, Mäntel, Anzüge aller Größen

In großer Auswahl, noch guten Stoffen, gebe noch billig ab. Einzelne Gelen, Joppen, Arbeitswesten so oft bei

Schneiderei Wolf, Frankfurt a. M., Reichstr. 26, I. Kaufe a. sbald mehrere 1000 Stk.

Didwurz. Elias Hofmann, Friedberg i. H.

Kleine gebrauchte Gaslampe zu kaufen gesucht.

Zu erlangen in der Geschäftshalle der „Neuen Tageszeitung“.

Ein Lehrling zum sofortigen Eintritt gesucht bei F. Wagner, Friedberg, Kaiserstraße 12.

Büstenarten liefert schnell und billig Herr Lagermeister Bräunlin, Post 1. 8.

Aus meiner Dorskirche.

Ich will!

Philipp, Kap. 2, V. 13. Gott ist, der in euch wirkt. Beides das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

Liebe Gemeindef!

Unter deutsches Volk steht unter einem schweren Druck. Wer hätte es im Jahre 1914 für möglich gehalten, daß eine solche Welle der Niederlagegefahr durch unser Volk gehen könne? Wer hätte es für möglich gehalten, daß im Augenblick brennendster Gefahr ehregeizige Gernegte es wagen könnten, unser Volk im Innern in die schmerzlichen Erschütterungen zu bringen, nur um für sich selbst im Trüben zu fischen? Und schimmer als das: Wer hätte es zu glauben gewagt, daß unser Volk sich das Treiben dieser — Leute gefallen ließe, ihnen J. T. sogar zujubeln und ihr Vorgesetztes, die Macht des deutschen Kaiserthums, der Sehnacht unserer Vorfahren, des Stolzes unserer Väter zu brechen, für eine Fortsetzung der Zeit halten würde?

Wir fragen uns: Wie ist es möglich, daß das alles so gekommen ist? Und wir können wohl eine Antwort finden, aber diese Antwort ist hart, ja sie ist ein schwerer Vorwurf für unser Volk, ja für uns alle! Die Antwort heißt: Unser Volk, wir alle, oben und unten, haben nicht gewußt, und wissen heute noch nicht, was wir wollen. Um nur ein Beispiel zu nehmen: aus der Zeit vor dem Krieg. Wir wollten Frieden, aber unsere Feinde wollten Krieg. Und sie wußten, was sie wollten, und sie setzten alles daran, und sie sagten: wir treiben so lange, bis es Krieg gibt. Das war ein entschlossener Wille, der kein festes Ziel hatte. Wir wollten den Frieden — oder lagen wir richtig? Wir wollten keinen Krieg. Denn wenn wir wirklich Frieden gewollt hätten, dann hätten wir eben sagen müssen: es kommt uns nicht darauf an, ob es uns im Jahre 100 oder 200 Millionen Mark mehr kostet, wenn wir unsere Feinde damit zwingen können, daß sie Frieden halten. Und wir sind überzeugt, wenn wir so gesprochen und gehandelt hätten, dann hätten wir heute noch Frieden. Statt dessen erhob sich großes Geschrei, wenn nur fünf oder zehn Millionen mehr fürs Jahr gehöhrt wurden, eine Summe, die wir heute in einem Kriegstage hingeben — nicht weil wir wollen, sondern weil unsere Feinde uns dazu zwingen! So ist der Wille unserer Feinde Herr geworden über unsere Willenslosigkeit.

Und wie ist heute? Geht doch einmal durch Dörfer und Städte und fragt Mann und Frau, bist du bereit, alles was du hast und kannst, Leib und Leben, Bequemlichkeit und Vergnügen, Geld und Gut, kurz alles, dranzugeben, um unsere Feinde zu zwingen, daß sie Frieden machen müssen! Ach, ihr wißt, die, die solchen entschlossenen Willen haben, die kann man an den Fingern abzählen, die anderen aber sagen: man muß, es läßt sich nicht ändern, man muß sich fügen, — mit einem Wort: unser Volk ist groß im Verleiden und Dulden und Tragen, aber es hat keinen Willen, es weiß nicht, was es will. Was wird aus einem Menschen, der nicht weiß, was er will? Doch wir heute noch keinen Frieden haben, wir sagen es offen heraus, das liegt daran, daß unser Volk heute noch nicht oben und unten den Willen aufgebracht hat: Wir wollen unsere Feinde rücksichtslos und mit allen Mitteln zum Frieden zwingen, wie sie uns rücksichtslos zum Krieg zwingen.

Wir hören die Frage: Was hilft es, wenn ich einzelner auch will, wenn doch alle anderen nicht wollen? Ach, unser Bibelwort spricht doch eine mutigere Sprache: Das spricht

überhaupt nicht von den anderen, das sagt: Gott ist es, der euch beides gibt, das Wollen und das Vollbringen. Hier liegt: ein rechter Wille kann nur aus einer rechten Gottesfurcht kommen. Unsere Feinde haben ihren Gott und mit welcher Rücksichtslosigkeit dienen sie ihm. Nur daß es nicht Gott im Himmel ist, sondern der Gott Mammon. Wir aber, wir wissen nicht, wem wir dienen sollen. Mit Gott zu brechen, dazu haben wir den Mut nicht, denn wir wissen, daß wir ihn immer wieder nötig haben, aber von Gott Mammon mögen wir auch nicht lassen, sein Gold lockt uns. Wir wollen gern fromm und gut sein, aber wir wollen auch gern ein gutes Leben führen und reich werden. Und so tun wir das Schlimmste, was es gibt, wir dienen zwei Herren und schwanken hin und her, wie ein Rohr im Winde. Es gibt nur eine Rettung aus dieser Lot: Daß wir uns klar entschließen: wir wollen Gott dienen! Ihm allein! Denn uns dem Gott Mammon zu verschreiben, haben wir doch kein Verlangen.

Und nun nochmals die Frage: Was hilft es, wenn ich allein will und die anderen nicht? Aber so heißt es ja gar nicht! Gott ist es, der uns beides gibt, das Wollen und das Vollbringen. Ein entschlossener Mann mit festem Willen und mit Gott ist stärker als die ganze Welt. Du sagst: mein ganzes Dorf wird gegen mich sein? Ich sage: wenn Gott mit dir ist, wirst du stärker sein, als dein ganzes Dorf.

Recher Mittheilung! Ich möchte, ich könnte dir das ins Herz einschreiben, daß es dich nicht mehr losläßt, bis du mit entschlossenen Willen dich durchdrängst: Mit Gott, ich will! Dann wäre dir, wäre uns allen g.

Wenn wir den Feind im Lande hätten.

Man schreibt uns:

Die Verhältnisse unserer Feinde, das deutsche Volk von ihnen heraus durch geistliche Verhöhnung, also durch Flugblätter, durch falsche milde Gerüchte und Ausstellungen zu zermürben und uneinig zu machen, bleiben, wie es scheint, doch nicht ganz ohne Erfolg, denn es ist keine Seltenheit, daß man da und dort die Redensart zu hören bekommt: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man die Franzosen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen.“ Die Leute, die solche Worte im Munde führen, sind sich offenbar gar nicht bewußt, was es heißt, den Feind im Lande zu haben, und somit dürfte es wohl angebracht sein, denselben einmal wieder vor Augen zu führen, welche Folgen die beiden Russeneinfälle in Ostpreußen 1914/15 gestiftet haben. Nach amtlicher Darstellung sind damals in Ostpreußen nicht weniger als 24 Städte, etwa 600 Dörfer und 300 Güter ganz oder teilweise zerstört worden. Dabei sind 24 000 Gebäude durch den Krieg vernichtet und mehr als 100 000 Wohnungen geplündert worden, und die dadurch an materiellen Schäden umfassen die ungeheure Zahl von 275 000 Viehküsten. Aber dieser, lediglich an Vermögensverlusten gemessen, noch nicht das Schlimmste, denn das und Gut zu verlieren und als Bettler dazustehen, dies vermag der Mensch noch zu überwinden, denn er kann ja schließlich auch wieder von vorne anfangen, wenn es auch schwer fällt, aber die ungeheuren Opfer an Menschen und Gesundheit, welche die Russeneinfälle gestiftet haben, die sollen denn doch eine nicht mißzuverstehende Sprache reden gegenüber denjenigen, welche da sagen: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man die Franzosen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen“, denn die Russen haben nicht weniger als etwa 2000 Männer, Frauen und Kinder erschlagen und niedergemetzelt oder noch grausamen Mißhandlungen und

Schändungen schwer verstimmt. Weiter haben die Russen nicht weniger als 10 700 Menschen der bürgerlichen Bevölkerung nach Sibirien verschleppt, von denen eine ungeheure Zahl in diesem unheimlichen Gebieten an Krankheiten und Hunger elend zugrunde gegangen sind. Von der unglücklichen Bevölkerung Ostpreußens mühten etwa 400 000 Menschen Heimat, Haus und Hof in eiliger Hast verlassen und tage- und wochenlang den Unbilden der Witterung ausgeliefert auf freiem Felde nachhaken, um weinwärts zu kommen, weil Eisenbahnen und Landstraßen für die Beförderung der Heere und ihre Bedürfnisse benötigt wurden. Der gesamte Sachschaden, der durch diese Russeneinfälle in Ostpreußen entstanden ist, dürfte laut amtlicher Mittheilung im preussischen Abgeordnetenhaus etwa 1½ Milliarden betragen.

Es also sieht es dort aus, wo man den Feind im elarnem Lande gehabt hat und in Ostpreußen wird es sicher keinen einzigen Menschen geben, der den verächtlichen Wunsch äußern wird: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man die Russen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen“, denn in Ostpreußen erlitten den Leuten das Blut in den Adern, wenn sie an die Zeit der Russeneinfälle denken, und da wird wohl auch die Frage sehr berechtigt sein: Gibt es bei uns wirklich einen einzigen vernünftigen denkenden Menschen, der angesichts der unglücklichen Not und des unbeschreiblichen Elends, das damals über Ostpreußen hereingebrochen ist, noch den Wunsch zu äußern vermag: „Es ist gar kein Fehler, wenn man die Franzosen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen“? Es gibt zwar allerdings auch Leute, die da sagen: „Es ist gar nicht so schlimm mit den Franzosen, die werden uns nichts tun.“ Ja, diese Leute haben eben gar keine Ahnung davon, mit welcher unaussprechlichen Häßlichkeit die Franzosen gegen das deutsche Volk befehdet sind, weil man bei uns den Hof ganz seinen Räubern oder gegen ein fremdes Volk gar nicht kennt und weil unser deutsches Volk von Hause aus friedliebend und friedfertig ist, was dem deutschen Volke zur höchsten Ehre gereicht, oder gegenüber dem Haß der Feinde, welchen sie schon mit der Muttermilch einzuhaufen, und der schon dem kleinsten Kinde in der Schule eingeprägt wird, sich auf deren Menschlichkeit zu berufen, dies ist denn doch eine unverständliche Irrung. Es mag deshalb daran erinnert werden, daß die Franzosen, Engländer und Amerikaner die wildsten Völkerverhättnisse aus ihren überlebensfähigen Verheerungen herbeigeholt haben, um ihre Mauer unserer tapferen Soldaten mit Hilfe dieser Wilden niederzureißen, und wenn ihnen dies gelang, so würden schwarze, rote, braune, gelbe und weiße Herden sich über die deutschen Hügel, über die deutschen Städte und Dörfer ereilen, und wie viel da dann noch von einem Stein auf dem anderen und wie viel Menschen da noch am Leben blieben, wenn diese Wilden, denen ein Menschenleben überhaupt nichts ist, auf unsere Bevölkerung losgelassen würden, dies mögen sich vorstellen einmal ernsthaft vor Augen stellen, welche Redensarten im Munde führen wie: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man die Franzosen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen.“ Aber wenn unsere Feinde auch keine Menschenfeinde auf uns loslassen würden, so würde doch der Haß und die Verachtungsmut der Franzosen keine Grenzen kennen, wenn sie bei uns im Lande wären, denn es ist doch ganz klar, daß die Franzosen, deren Gebiete durch ihre eigenen Kanonen und durch ihre eigenen Landstürme und durch die sonstigen Kriegsmittel zerstört dem Erdboden gleichgemacht sind, daß diese Franzosen eine Vergeltung üben würden, die jeder Verheerung spottet. Willen wir doch, daß zu Anfang des Krieges als Gefangenen

Herzenskämpfe.

Roman von Helene Schütz, geb. von A.
(Copyright 1915 by C. A. Hermann-Stuttgart.)

9)

Nachdruck verboten

Frieda mußte ihr im Stillen Recht geben. Ach, sie fand ja ganz dasselbe, wenn sie es auch nicht so deutlich hinabschrie, wie ihr Schwesterlein. Sie liebte Reinhold, seit sie ihn vor zwei bis drei Jahren zuerst gesehen hatte, mit jener ersten tiefen wahren Liebe, die nur einmal im Leben von einem Frauenherzen Besitz ergreift und die so selten zum wirklich glücklichen Ziele führt. Es hatte Zeiten, Augenblicke gegeben, wo ihr Herz vor starker Hoffnung höher schlug, wo sie glaubte, Reinholds Liebe erringen zu können, denn er schätzte eine herzliche Sympathie für das schöne, lebenswichtige Mädchen. Er verkehrte gern und freundschaftlich mit ihr, ihr gütlicher Mangel an Kolerietriebe berührte ihn sehr angenehm und ließ ihn glauben, hier ganz ohne Gefahr sich ganz natürlich geben zu dürfen. Leider war er im allgemeinen durch mehr oder minder verletztes Entgegenkommen der Damen gewöhnt, sehr vorsichtig sein zu müssen. Aber es war bis jetzt ein überdauerndes Gefühl geblieben, ja oft pflegte er zu sagen:

„Ach, gütiges Fräulein, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie mich an meine Schwester Lotte erinnern, ja eigentlich auch an die kleine Elfi! Nicht aufrichtig, denn Sie sehen ganz anders aus. Aber in Ihrem Wesen ist auch etwas so Kneles, so Kares, so Liebes und Verständiges, das es einem selber ganz wohl und möglich wird, wenn man bei Ihnen ist. Sie könnten ganz gut meine dritte Schwester sein.“ Frieda lächelte fast schmerzhaft. So lieb das klang und so wohl es ihr tat, ihm doch wenigstens etwas zu sein, so erkannte sie doch inständig, trotz ihrer mangelnden Erfahrung in Liebesangelegenheiten, daß diese Betörung des brüderlich-schwermütlichen Verhältnisses keine gute Aussicht für ihre heimlichen Wünsche bedeutete.

Ihren Eltern wäre Gernhoff als Schwagerjohn sehr willkommen gewesen, da sie vermögend genug waren, um ihren beiden Töchtern auch vermögendlose Gatten gestatten zu können.

Selne militärische Tüchtigkeit, seine künftigen Vortragsleistungen, sein guter ehrenhafter Charakter hätten sie leicht über den Mangel hinwegsehen lassen. Da er aber seine ersten Anstalten machte, sich um Frieden zu bewerben, so glaubten sie, den Gedanken daran aufgeben zu müssen, und zögerten nicht, daß ihre schöne, verwöhnte Niesche eine tiefe Liebe zu ihm im Herzen hege, die sie verändert, den Bemühungen der anderen Männer, die ihre Gunst zu erlangen suchten, Beachtung und Würdigung zu schenken.

Mitten in das Gespräch der jungen Mädchen erklang der schelle Ton der elektrischen Hausglocke. Gleich darauf wurde an die Tür geklopft und auf das „Rein!“ Frieda trat die Jungfer mit einem großen Strauß prachtvoller dunkelroter Rosen herein. Der an Fräulein Frieda den Tronheim adressierte Briefumschlag enthielt eine Visitenkarte des Leutnants Gustav von Raundorf.

„Schon gut, schon gut!“ sagte Frieda gleich. „In und legte den Strauß achlos auf den Tisch. Ach, was mühten ihr die Aufmerksamkeit anderer, da er der einzige, sich nicht um sie kümmerte! Leutnant Raundorf war ihr zwar, als sein nächster Freund, lieber wie die übrigen, ja er war ihr bis zu einem gewissen Grade sympathisch, so daß sie ihn nicht ungern in ihrer Nähe duldete. Auch war es so angenehm, mit ihm immer von Reinhold sprechen zu können, der seinen Freund neidlos liebte und bewunderte und nie müde wurde, über ihn und seine wunderbaren Eigenschaften zu reden. Welche Bäume war es für das liebende Mädchen, ihren Hebeln auch von anderer Seite so verherlich zu sehen!

Käthe sprang wie elektrisiert auf, rannte zum Tisch, wo die Rosen lagen, ergriff sie lachend und verfenkte ihr hübsches Stumpfnädelchen hinein.

„Ach, wie entzückend! wie reizend!“ rief sie lustig. „Dieser Duft! Diese Farbe! Kein, waschhaftig, so schön! Du, das ist aber ein lieber Mensch, der Leutnant Raundorf! Ich wollte, er hätte mir auch einen Strauß geschickt.“

„Nimm ihn doch für dich, Kleiner! Ich brauche ihn nicht!“ sagte Frieda ruhig.

„Aber, liebe Käthe, das möchte ich am Ende fräulen, wenn

du keine schönen Blumen, mit denen er dir doch eine Freude machen wollte, verschmähst oder verachtet, was doch eigentlich daselbst ist.“

„Darüber wird er sich eben trösten müssen, der gute Raundorf“, erwiderte Frieda kühl.

„Frei, ich begreife dich nicht!“ sagte Käthe, ihre Schwester erlöst betrachtend. „Wenn ich mir vorstelle, ich beläme einen solchen Prachtstrauss geschickt, so wäre ich außer mir vor Freude; ich finde es großartig, bewundert und geehrt zu werden, — du aber machst dir gar nichts daraus und bist so ruhig, so kühl wie ein Fels.“

„Ach, Kind, früher hat es mir auch Spaß gemacht, aber das ist schon lange, lange her!“ sagte Frieda leidend, als wäre sie schon mer weiß wie alt. „Doch du hast recht, Raundorf ist wirklich ein ganz netter Mensch; er nimmt es auch sicher nicht übel, wenn du seine Rosen triffst. Es ist doch besser, als wenn sie ganz nutzlos verwelken und zu deinem dunklen Haar und melken Kleid werden sie sehr hübsch aussehen.“

„Ja, wenn du meinst, daß es geht, so nehme ich sie wirklich!“ entgegnete Käthe ganz vergnügt. „Weißt du, es macht sich doch ganz pomps, wenn ich gleich auf meinem ersten Ball mit einem großen Bouquet erscheine. Das gibt einen Souffspass! Marie Westermagen und Elfe Kede werden plagen vor Neid und Neugier. Aber er wird doch nichts ausschlagen, dein Raundorf? Das wäre nämlich sehr dumm und würde mir den ganzen Tag verderben!“

Frieda mußte über die drollige Naivität ihres Schwesterchens lachen.

„Nein, du kannst du ruhig sein. Dazu ist er viel zu sehr Kavalier. Auch können wir ihn ins Vertrauen ziehen, dessen er vollkommen würdig ist“, beruhigte Frieda ihre Besorgten.

„Ach, wäre ich nur auch so schön wie du, Käthe, oder wie Fräulein Antemann, von der jetzt alle Welt spricht!“ rief Käthe verlangend, die sich ihres eigenen schönen, ihrer pitanten Anmut noch nicht bewußt war. „Es muß himmlisch sein, den Männern allen die Köpfe zu verdecken, daß sie mit Vergnügen einander umbringen, wie die Ritter der schönen Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Franzosen Schriften gefunden worden sind, welche die Auf- forderung enthalten: „Schonet weder Mann, noch Weib, noch Kind.“ Wenn solche Geharnisch schon zu Anfang des Krieges ihre Güte tragen sollte, wie würden die Franzosen dann erst in unserm Lande haufen? Wer vermog sich dies vorzustellen? Wo ist da das Rostermahl, das angeheulter Soldat Ausruhen nach den Wunden einruft: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man die Fran- zosen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen.“

Es ist bezeichnend für die Zeit, daß der Teil unserer Bevölkerung welcher sich durch die feindliche Geharnisch und durch gedanken- lose Lebensarten fast bis zum Landessperren hinreichend läßt, ernst- lich überlegt, was für ihn selbst auf dem Spiele steht wenn unsere Feinde ins Land hereinrücken, und was da nach zur vernünftigen Überlegung fähig ist, der kann nur zu dem Schluß kommen: Der liebe Gott bewahre uns davor, daß unsere Feinde bei uns im Lande haufen! Und jeder Einzelne möge sich sagen: Ich selbst will mein Menschenwürdiges tun, um derartigen ver- rätherischen Lebensarten mit größter Schärfe entgegenzutreten, um den Sloganismen und den Glauben an den Sieg aufrecht zu er- halten, um dadurch auch in meinem Teile für mein Vaterland und für meine Heimat zu streiten.

Die verwerflichen Lebensarten: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man einmal die Franzosen hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen“ und ähnliches führen in sehr vielen Fällen nach Frauen und Mütter im Grunde, deren Männer und Söhne im Felde stehen, die im Kampf gegen den Feind ihr Leben und ihre Gesundheit dem Vaterland zum Opfer gebracht haben und wenn man auch berücksichtigt, daß infolge der Ernährungsschwie- rigkeiten Kleinmut und Verzweiflung in die Gemüter einkehren, so muß doch dieses gesagt werden, daß alle diese Entset- zungen und Misse ein Kinderpiel sind gegen die Not und gegen die Leiden, wenn wir den Feind im Lande hätten. Kann es da wirklich nur eine einzige Mutter geben, welche wänscht, daß ihre Kinder der Blut- und Schweiß- und den jämmerlichen Regie- den der schwarzen, roten und weißen Feinde preisgegeben sein sollen? Wo ist diese Mutter? Eine solche deutsche Mutter gibt es nicht, und somit erwacht auch denjenigen deutschen Müttern, welche die Lebensart: „Es wäre gar kein Fehler, wenn man die Franzosen einmal hereinlassen würde, dann hätten wir mehr zu essen“ gedankenlos nachsagen, ganz von selbst die Pflicht, von sich aus gegen alle derartigen Lebensarten anzu- kämpfen, und alle diejenigen als Landesverräter zu brandmar- ken, welche solche widerwärtigen Lebensarten im Grunde führen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden dieje- nigen Menschen, welche von Frieden zu reden wagen, von der aufgepeitschten Menge zu Tode geschlagen und zu Tode gemar- tert, und wenn der Menge ihr Opfer entgeht, dann werden sie von den Gerichten zu 20, 30, ja sogar zu 99 Jahren Zuchthaus verurteilt, trotzdem sie kein anderes Verbrechen begangen haben, als von Frieden zu reden. Wenn man die Verhältnisse bei den Nordamerikanern vergleicht mit den Verhältnissen bei uns, so muß doch jeder Mensch ehrlich gestehen, daß die Verhältnisse bei uns geradezu als paradiesisch zu bezeichnen sind, denn bei uns ist noch niemand zu Tode geprügelt worden, wenn er seine friedfertige Meinung bekundet hat, aber um so mehr hat bei uns jeder Einzelne die heilige Pflicht, für sein Vaterland ein- zutreten und daran mitzuarbeiten, daß verräterische Stim- mungen überhaupt nicht aufkommen und daß der Wille zum Durchhalten nicht untergraben wird.

Insondere sei aber auch unserer Landbevölkerung vor Augen gestellt, was sie zu gewärtigen hat, wenn wir den Feind im Lande hätten, denn daß die heutigen Zustände mit all den behördlichen Verordnungen und Zwangsmaßnahmen, die eben unentbehrlich sind, wenn man die Ernährungsschwierigkeiten soll überwinden können, tausendmal leichter zu ertragen sind, als all die Greuelthaten, die Verwüstungen, die Schandungen, die Brandstiftungen, Hungerarüste und alle sonstigen Misse, welchen unsere Bevölkerung ausgesetzt wäre, wenn wir den Feind im Lande hätten. Hier muß der einzelne sein eigenes Wohl und

seinem eigenen Vorteil dem Wohl des Volksganges hinterstel- len nach dem schönen Wahlspruch unserer Feuerwehren: „Einer für alle und alle für einen!“ Denn nur durch einmütiges Zu- sammenstehen ist das Durchhalten bis zum Endsiege zu erreichen. Der Endsiege ist aber erreicht, wenn wir den Feind nicht im Lande haben.

Hindenburg zum Friedensschritt.

Generalfeldmarschall von Hindenburg hat an das Feld- heer nachstehenden Erlass gerichtet:

„Die österreichisch-ungarische Regierung hat allen Krieg- führenden vorgeschlagen, zur Herbeiführung des Friedens zu unverbündlichen Botschaften in einem neutralen Lande Vertreter zu entsenden. Die Kriegshandlung soll dadurch nicht unterbrochen werden. Die Bereitschaft zum Frieden widerspricht nicht dem Geiste, in dem wir den Kampf für unsere Heimat führen. Schon im Dezember 1916 hat der Kaiser, unser oberster Kriegsherr, mit seinen Verbündeten den Feinden den Frieden angeboten. Mehrfach hat seitdem die deutsche Regierung ihre Friedensbereitschaft bekundet. Die Antwort aus dem feindlichen Lager war Spott und Hohn. Die feindlichen Regierungen wollten ihre Völker und Veed weiter auf zum Vernichtungskampf gegen Deutschland.

So haben wir unsern Verteidigungskampf weiter. Unser Verbündeter hat nun einen neuen Vorschlag gemacht, in Botschaften einzutreten. Der Kampf soll dadurch aber nicht unterbrochen werden. Für das Heer gilt es also, weiterzukämpfen. Das deutsche Heer, das nach vier sieg- reichen Kriegsjahren prahndoll die Heimat schirmt, muß unsere Unbesiegbare dem Feinde beweisen. Nur hierdurch tragen wir dazu bei, daß der feindliche Vernichtungswille gebrochen wird. Kämpfend haben wir abzuwarten, ob der Feind es ehrlich meint und er diesmal zu Friedensverhand- lungen bereit ist, oder ob er wieder den Frieden mit uns zunichtemacht und wir ihn mit Bedingungen erkaufen sollen, die unsern Völkern Zukunft vernichten.“

Als unser Hindenburg das schrieb lagen die Antworten der Feinde auf die von Oesterreich angeregten Friedensver- handlungen noch nicht vor. Inzwischen hat das Oberhaupt der gegen uns verbündeten Feinde, der amerikanische Präsi- dent Wilson, jede Friedensanregung wieder höhnisch zurück- gewiesen, nur durch Gewalt und durch die Waffen, nicht durch Verhandlungen dürfe die Entscheidung herbeigeführt werden. In demselben Sinne haben sich unsere von den Amerikanern jetzt ganz abhängigen übrigen Feinde ausgesprochen. Sie schließen aus der Friedensanregung Oesterreichs, wie wir das vorausgesehen haben, daß Deutschland und seine Verbündeten zu längerem erfolgreichen Widerstande unfähig geworden seien und hoffen binnen kurzem ihr Spiel, die völlige Ver- stückelung und Vernichtung Deutschlands und Oesterreichs erreichen zu können. Da wird ihnen Hindenburg und unsere tapferen Heere einen dicken Strich durch diese Rechnung machen, wenn nur das deutsche Volk daheim einmütig und opferbereit hinter ihnen steht. Das wollen und das müssen wir, wenn wir uns vor Augen halten, daß es für uns nur noch die Wahl gibt: Vollständiger Sieg über unsere Feinde oder vollständige Vernichtung unserer völkischen Selbst- ständigkeit und unseres deutschen Wirtschaftslebens durch jene!

Ein kostspieliger Fuhkall.

Eine längere Aussprache erregten in der Tempelhofer Gemeindevertretung die Mitteilungen des Bürger- meisters Wiesener von den Fuhkallbeträgen des Betriebes der Gemeindefuhrwerke. Vor nahezu zwei Jahren war in Tempel- hof durch Ankauf von mehreren kleineren Fuhrwerken, deren Besitzer eingezogen waren, ein Gemeindefuhrwerk errichtet,

der durchschnittlich über 24 Rüge verfügte. Die jetzt ge- zogene Bilanz hat einen Fuhkallbetrag von 40000 Mark er- geben, und es steht bei weiterer Bewirtschaftung zu erwarten, daß man dauernd mit einem monatlichen Fuhkall von 1500 Mark zu rechnen hat, das macht also im Jahr 18000 oder pro Rüge und Jahr 750 Verlust. Bedingt die Fuhkallkosten werden durch die Bruttoeinnahmen, alle übrigen Kosten im Wege des Gemeindefuhrwerks gedeckt. Bürgermeister Wiesener erklärte es bei der Art des Be- triebes für unmöglich, auszukommen; die Fuhkallkosten seien zu hoch. Die tägliche Milchmenge sei mit 120 Liter reichlich hoch angenommen; von 35000 Einwohnern erhielten diese teure Milch nur gegen 200 Einwohner. Die Gemeinde habe keine Verpflichtung, ihren Fuhrwerkbetrieb auf Kosten der Allgemeinheit zugunsten weniger Verloren aufrechtzuerhal- ten. Die einträgliche Fuhkallhaltung des Betriebes auch für die Zukunft sei ausgeschlossen, und die Lebensmittelkommission mag deshalb den Vorschlag, den Fuhkall aufzulösen. In der ausgedehnten Erörterung wurde von ärztlicher Seite die Einstellung der Fuhrwerke außerordentlich bedauert. Ueberall in Groß-Berlin würden die Fuhrwerke infolge des kranken Borgebens der Fuhkalle eingestellt und von den Besitzern liegen gelassen. Die Sozialdemokraten sprachen sich gleichfalls für Beibehaltung des Fuhkalls aus, da es sich hier um das öffentliche Wohl handle. Daß aber die praktische Seite unsere Demokraten und Sozialdemokraten zum Nach- denken darüber anregen sollte, wieviel unsere Mitbürger im Lande für ihr Produkt erhalten oder eigentlich erhalten müßten, darauf wird man vergeblich hoffen.

Kirchliche Nachrichten.

Evangelische Gemeinde.

19. Sonntag nach Trin., 6. Oktober 1918.

Gottesdienst in der Stadtkirche.

Vormittags 9 1/2 Uhr: Herr Pfarrer Ritter.
Abends 8 1/2 Uhr: Herr Pfarrer Diehl. Kollekte für den Ausbau in Seesenhamm.

Gottesdienst in der Burgkirche.

Vormittags 8 Uhr: Militärgottesdienst. Herr Pfarrer Diehl.

Gottesdienst im Stadtteil Tauerbach.
Vormittags 10 Uhr: Gottesdienst. Aufstehend. Weiße und Feiert des heiligen Abendmahls.

Nachmittags 1 1/2 Uhr: Jugendgottesdienst.

Ratholische Gemeinde.

Sonntag, den 6. Okt. 1918, 20. Sonntag nach Pfingsten.
Beichtgelegenheit am Samstag von 5 Uhr an und Sonntag früh von 6 Uhr an.

7 1/2 Uhr Frühmesse.
8 Uhr Militärgottesdienst (Singmesse mit Predigt).
Gemeinsame hl. Kommunion der Mitglieder der Rosenkranzbruderschaft.

10 1/2 Uhr Hochamt mit Segen und Predigt.
Nachmittags 2 1/2 Uhr Rosenkranz-Andacht mit Segen und Liturgie; danach Versammlung des Rosenkranz-Vereins.
Um 4 Uhr: Versammlung des Jünglingsvereins.
Während der Woche: Um 7 1/2 und 7 Uhr hl. Messe.
Freitag, abends 6 1/2 Uhr: Rosenkranz-Andacht.

Nach dem Hochamt Ausgabe von Büchern aus der Rom- romäus-Bücherei.

Verantwortlich für den politischen und lokalen Teil: Otto Girschel, Friedberg; für den Angelegenheit: A. Fechner, Friedberg. Druck und Verlag der „Neuen Tageszeitung“, A. G., Friedberg i. G.



Bei Verkäufen und Versteigerungen aus Beständen der Seeres- und Marime- verwaltung, die für Kriegszwecke nicht mehr gebraucht werden, kann die Zahlung an Geldes Statt durch Eingabe von Kriegsanleihe geleistet werden. Diese Vorschrift erstreckt sich auf alles, was zur Abgabe an die Bevölkerung frei wird, also insbesondere auf Pferde, Fahr- zeuge und Geschirre; Feldbahngerät, Motor- lokomotiven und Kraftfahrzeuge nebst Zubehör; Futtermittel und sonstige Vorräte; land- wirtschaftliche Maschinen und Geräte sowie Werkzeug; Fabrikeinrichtungen mit den zu- gehörigen Maschinen und Geräten; Eisen, Stahl und andere Metalle; Holz und sonstiges Bau- material; Webstoffe und Rohstoffe aller Art

Käufer, welche die Bezahlung in Kriegsanleihe leisten, werden bei sonst gleichen Geboten bevorzugt. Die Kriegs- anleihe wird zum vollen Nennbetrage ange- rechnet und bis zur Höhe des Kauf- oder Zuschlagpreises in Zahlung genommen. — Als Kriegsanleihe in diesem Sinne gelten sämtliche 5%igen Schuldverschreibungen des Reichs ohne Unterschied sowie die seit der 6. Anleihe ausgegebenen 4 1/2 % igen auslosbaren Schatz- anweisungen.

Also: Nur die Kriegsanleihe, nicht der Besitz baren Geldes, bietet Sicherheit dafür, daß der Landwirt und der Gewerbetreibende das, was er braucht, aus dem freiwerdenden Kriegsgerät erwerben kann.